

Die Revolution ist ein Naturereignis

In 1111 Tagen um die Welt und dann als Republikaner nach Paris: Jürgen Goldstein zeichnet nach, wie Georg Forster vom Forschungsreisenden zum deutschen Jakobiner wurde.

Georg Forster, Wunderkind und Weltreisender, bleibt ein Faszinosum. Befeuert wird es vor allem durch Neuausgaben, etwa die fulminante, erstmals mit Forsters Originalzeichnungen versehene „Reise um die Welt“ oder durch „James Cook, der Entdecker“. Forsters Anthropologie, die von seinem Freund und Schüler Alexander von Humboldt gepriesene „neue Aera wissenschaftlicher Reisen“, trat damit deutlich vor das ältere Interesse am verschrieenen Jakobiner und aus Deutschland verbannten Revolutionspolitiker in Paris.

Jürgen Goldstein, Philosophieprofessor in Koblenz, will diese beiden Seiten von Forsters Persönlichkeit nicht mehr länger voneinander trennen. In seiner Problemgeschichte versucht er die Erfahrungen, die der Expeditionszeichner und Hilfswissenschaftler in 1111 Tagen Weltumsegelung im Tagebuch festhält, mit den späteren politischen Positionen zu verknüpfen. Bei Antritt der Weltreise ist Forster siebzehn Jahre alt. Fremdsprachen hat er bereits so gut gelernt, dass er Lomonossows „Geschichte Russlands“ aus dem Russischen ins Englische und Bougainvilles Tahiti-Bericht aus dem Französischen übersetzen wird. „A Voyage round the World“ verfasst er auf Englisch und überträgt sie dann selbst ins Deutsche.

Noch erstaunlicher als das sprachliche Ausnahmetalent ist Forsters methodische Umsicht, mit der er Geschichtsforschung und physische Geographie betreibt. Zweihundert Jahre vor Claude Lévi-Strauss überbietet da ein Autodidakt alle vorangehenden „Mikrologen“ mit ihren Faktensammlungen, erkennt die Subjektivität und Relativität der eigenen „Gesichtspunkte“, reflektiert die Verzerrungen, die europäische Feldforscher verursachen können. Wie von selbst scheint Forster Grundsätze intuitiver, teilnehmender Beobachtung zu entdecken und in behutsam abwägenden, perspektivischen Darstellungsverfahren zu dokumentieren.

Gegen idealisierende Wunschräume vom edlen Wilden oder den „Plunder“ philosophischer Deduktionen von armchair traveliers setzt Forster das strikt induktive Prinzip der Erfahrung. Goldstein zeigt an prägnanten Beispielen, wie er damit etwa Rousseaus Ursprungsmythos vom „homme naturel“, Kants Dogma vom einheitlichen Ursprung der Menschennassen oder Thesen der Klimatheorie, die Hochkulturen nur in unseren mittleren Breiten für möglich hielt, widerlegen kann. Solche Einsichten sind für sich noch nicht neu, Goldstein vermag daraus aber Fors-

ters politischen Humanismus und sein – von Jürgen Habermas attestiertes – Konzept einer demokratisch funktionierenden Öffentlichkeit zu entwickeln. Gedanken, die Forster später ins revolutionäre Frankreich trägt, ergeben sich, so die These, nicht länger aus utopischen „Klopf-fechterstreichen“, sondern aus den konkreten anthropologischen Beobachtungen eines Weltreisenden.

Prägend ist die Einsicht, dass Theorien durch Erfahrungen widerlegbar sind. Zu der von Mythen und Legenden nicht freien Diskussion über Menschenfresserei trägt etwa 1773 ein Vorfall in Neuseeland bei: Eingeborene hatten einen jungen Mann erschlagen und angeblich Teile seines Körpers gegessen. An Bord der „Resolution“ wird der Verdacht zur Gewissheit: Die jungen Wilden grillen die Backen des als Trophäe mitgeführten Kopfes und verspeisen sie vor den Augen der Besatzung. Sorgfältig und distanziert notiert Forster die unterschiedlichen Zuschauerreaktionen auf das herbeigeführte „Experiment“ und relativiert es durch Vergleich, mit Grausamkeiten europäischer Kriege. Zwanzig Jahre später erlebt er den Blut- rausch der französischen Schreckensherr- schaft und sieht zu, wie der Henker sich am abgetrennten Kopf der Charlotte Cor- day vergeht.

Neben Rohheiten auf einigen südpazifi- schen Inseln beschreibt Forster auch fried- liche, zivilisierte Gemeinschaften, die sich vom absolutistischen Europa abhe- ben. Aus empirischen Anschauungen ge- hen so Keime seiner politischen Überzeu- gungen hervor. Als die „Resolution“ vor Tahiti – dem beinahe materialisierten Utopia – in gefährliche Seenot gerät, kämpft die gesamte Besatzung mit verei- nten Kräften gegen die übermächtige Ge- fahr. „All hands on deck“ – Matrosen, Of- fiziere und das vom nautischen Hand- werk sonst ausgenommene wissenschaftli- che Personal sind vereint. Cook er- scheint als Primus inter pares, als souverä- ner politischer Führer, der das Staats- schiff sicher aus der tödlichen Gefahr ma- növrieren hilft. Nicht nur hier deutet sich Forsters Revolutionsgrundsatz an, „daß die Menschheit unter einer unerträgli- chen Bürde entweder völlig erliegt, oder sie mit gerechtem Unwillen abschüttelt“.

Auch für die Parole von der Gleichheit entfaltet Goldstein die anthropologische Vorgeschichte. Den Streit mit Kant über die Menschenrassen greift er, trotz man- cher Sammelbände zum Thema, wieder auf und poliert das zu einem Glanzstück seines Buches. Forster, als Professor in Wilna von der gelehrten Welt gerade ziemlich abgeschnitten und entsprechend zerknirscht, sucht sich den prominentes- ten Gegner. Gibt es für die Menschheits- geschichte, so die Frage, einen oder meh- rere Ursprünge? Forster stellt sich forsch gegen Kants „Philosophie im Lehnstuhl“, nicht weil er prinzipiell gegen das bibli- sche Dogma von der Monogenese wäre, sondern um Aufmerksamkeit zu erregen.

Auch wenn er argumentativ oft unter- liegt, bekämpft er erfolgreich Vor- und Fehlurteile durch Anschauung und schärft so neue Aufmerksamkeit für die Vielfalt. Polemisch kritisiert er bloße An- nahmen, die nur gelten, „wenn sich die häßlichen Schwarzen gänzlich aus der Südsee wegemonstrieren ließen“.

Diese Offenheit für Unterschiede und die Begeisterung für ein dynamisches Ge-



Ein bis heute faszinierendes Mitbringsel von der zweiten Weltumsegelung Captain James Cooks, an der Georg Forster als Naturforscher teilnahm: die fünfzig Zentimeter große Federskulptur des Kriegsgottes Kuka'ilimoku (18. Jahrhundert, Hawaii) Foto dpa

sellschaftsbild, das sich an Tatsachen statt kühnen Thesen orientiert, leiten auch den wachen Wanderer entlang des Nieder- rheins, den politischen Journalisten und Funktionär in der kurzlebigen Mainzer Republik, den Deputierten in Paris, den harschen Kritiker katholischer Unduld- samkeit. Die Revolution ist für ihn keine Kopfgewalt, sondern ein Naturereignis,

eine „Selbstentzündung der Vernunft“. Sie waltet als Schicksal noch über der Frei- heit und macht uns „genau so unabhängig wie den Schachkönig“.

Diesen Zusammenhang einer „natürli- chen Revolution“ aus Forsters Natur- und Menschenkunde entwickelt zu ha- ben ist Goldsteins nicht geringes Ver- dienst. ALEXANDER KOŠENINA



Jürgen Goldstein: „Georg Forster“. Zwischen Freiheit und Naturgewalt.

Matthes & Seitz Verlag, Berlin 2015. 304 S., geb., 24,90 €.

Ein Grundkurs in Realitätsvermiesung

Hinter dieser Kulturkritik steckt große romantische Sehnsucht: Alissa Walsers Aufzeichnungen zu Kunst und Gesellschaft

Das Lamentieren über die „Vermassung“ der Gesellschaft gehört zu den Grund- figuren der deutschen Kulturkritik. Seine Blütezeit hatte dieser Begriff in den fünf- ziger Jahren, oft in Zusammenhang mit der Klage über die „Entfremdung“ und die Gefahren der Technik und Medien. In den letzten zwanzig, dreißig Jahren war allerdings kaum noch von „Vermassung“ die Rede; zur Beschreibung der Vielfalt und Uneinheitlichkeit des gesellschaftli- chen Lebens schien der Begriff wohl nicht mehr zu taugen.

So dachte man jedenfalls – bis zur Lek- türe der Essays von Alissa Walser. Die mehrfach preisgekrönte Erzählerin, Übersetzerin und Malerin klagt darin über „unsere Zeit, (...) in der die Vermas- sung sich auf mehr und mehr Lebensbe- reiche ausdehnt“. Da ist es also wieder, das alte Wort, das hier keineswegs verse- hentlich zwischen die Zeilen gerutscht ist, sondern den Ausgangspunkt für einen ziemlichen Rundumschlag bildet: von einem kapitalistisch-kompetitiven Zeitgeist ist da die Rede („das Ich“, das „seinen Sinn nur noch im ‚besser als du‘ begreift“); von einer dumpfen Geist- und Interesselosigkeit der Jugend („weil heut- zutage Schüler nicht mehr lesen“); und – kaum überraschend – vom Internet, das lediglich der Flucht aus einer „unzumut- baren, weil unveränderbaren“ Wirklich- keit diene. Wen wundert es da noch, dass sich die Depression mittlerweile zur un- heilbaren „Volkskrankheit“ entwickelt hat?

Aus dieser rundheraus ablehnenden Perspektive entwickelt Walser einige all- gemeine Überlegungen zur Poetik, die ih- rerseits eingebunden sind in ein vielge-



Die Gegenwart verurteilt sie scharf: Alissa Walser

Foto A. Buxhoeveden



Alissa Walser: „Von den Tieren im Notieren“.

Piper Verlag, München 2015. 160 S., geb., 16,99 €.

staltiges, beim ersten Lesen kaum über- schaubares Sammelsurium von Aufzeich- nungen zu unterschiedlichsten Aspekten der Gesellschaft, des Lebens und der Kunst. Der heutige Alltag – so konstati- ert Walser in dem Stück „Messen Messed-up Misse“ – sei ein großer „Ges- chichten-Erlediger, -Entzauberer“. Dies liege daran, dass ihm eine „ausschließ-

lich auf Erledigung ausgerichtete Menta- lität“ eigen ist, dass er bloß nach „Metern und Stunden“ rechne. Aus dieser geistlo- sen Herrschaft des Effizienten und Ratio- nalen resultiere die Notwendigkeit einer weitreichenden Absonderung der Kunst: Um eine Wiederverzauberung der Ge- schichten zu erreichen, müsse man „ei- nen im Alltag gewonnenen Maßstab ver- rücken“; bei Literatur gehe es darum, „aus den Zahlen und Figuren eine neue Konjugation zu gewinnen“ – denn „nur ver-rückte Maßstäbe ergeben Sinn“.

Überraschend für eine Autorin, die bis- her vor allem durch ihre komplexe litera- rische Auseinandersetzung mit Ge- schlechterrollen und ihren Verhältnis- sen, mit Fragen der Sexualität und Identität bekanntgeworden ist, erweist sich Walser mit diesen Worten als Romantike- rin reinsten Wassers; dabei scheint sie sich ebenso an Novalis („Wenn nicht mehr Zahlen und Figuren“) wie an Hes- ses „Steppenwolf“ („Nur für Verrückte!“) zu orientieren. Entsprechend ist auch der Wirkungsanspruch dieser Kunst groß, um nicht zu sagen „vermessen“: Es geht um nichts Geringeres als um eine Ver- schiebung der „Außenrealität – jetzt die des Lesenden“.

Walsers Ansatz wirft gleich mehrere Fragen auf. Es beginnt schon bei der zeit- diagnostischen Prämisse: Dass unsere Gegenwart, trotz all ihrer Unzulänglich- keiten, Hässlichkeiten und Gemeinhei- ten, so ganz und gar falsch ist – wer ver- fügt heute noch über ein derart klares, einfaches Gesellschaftsbild? Fast ge- winnt man den Eindruck, Walser gehe es mit der Behauptung immenser gesell- schaftlicher Probleme nur darum, die im- mense Aufgabe zu rechtfertigen, die sie

der Kunst und vor allem der Literatur auf- büden will; das wäre dann eine Strategie der Relevanz-Erzeugung über den Um- weg der Kulturkritik. Sie stünde damit in Gesellschaft von Sibylle Lewitscharoff oder Uwe Tellkamp: Die scharfe Aburtei- lung der Gegenwart geht bei ihnen mit ei- ner fast schon religiös anmutenden Auf- wertung des Dichterworts einher.

Walser entwickelt in ihren Essays kei- ne wegweisenden Perspektiven, nicht für die Zeit, nicht für die Kunst; eher be- weint sie, was ihr fehlt. Über ihren Ro- man „Am Anfang war die Nacht Musik“ (2010) schreibt sie: „Die Sicht auf die heu- tige Welt ist erfüllt von allem, was ihr je gegeben wurde. Mich reizte der Blick auf das, was ihr genommen wurde. Das Stum- me, das Blinde und alles, was nicht zu er- klären ist.“ Äußerungen wie diese erwe- cken den Eindruck, Walser plage ein gera- dezum romantisches Heimweh; als strebe ihr Denken und Fühlen, mit Novalis ge- sprochen, „immer nach Hause“.

Aber der Weg ins Goldene Zeitalter war, ist und bleibt versperrt; und viel- leicht liegt darin eine weitere Erklärung für Walsers Wut. Odo Marquard hat be- schrieben, wie übertriebene „Sollforde- rungen“ als „Realitätsvermiesung“ wir- ken können; er spricht in diesem Zusam- menhang von einem „Negativierungsme- chanismus“ und verweist auf die Eigen- würde des Hier und Jetzt: „Weil die vor- handene Wirklichkeit der Himmel auf Er- den sein soll und nicht ist, gilt sie als Höl- le auf Erden, als ob es dazwischen nichts gäbe, um dessen Bestand zu zittern und den zu verteidigen sich lohnte: die Erde auf Erden.“ Das altbackene Gerede von „Vermassung“ verblasst vor der Schönheit dieser nüchternen Apologie. KAI SINA

Wer kann, ist längst im Exil

Hilfe von außen: Ein Band über den Alltag Armeniens

Dieses Buch ist im Armenien-Jahr 2015 ein Nachzügler. Doch das schmälert nicht seinen Wert, sondern mehr ihn im Gegen- teil. Denn die beiden Autorinnen Amalia van Gent und Christina Leumann können so den großen Bogen, der im Frühjahr 1915 mit dem Beginn des Völkermords an den Armeniern einsetzt, mit den Gedenk- veranstaltungen abschließen, die hundert Jahre später stattfanden.

Den beiden Autorinnen gelingt eine ein- drucksvolle Aufarbeitung und analytische Nacherzählung der jüngeren Geschichte der Armenier und der Kaukasusrepublik Armenien. Beide beschäftigen sich seit mehr als fünfundsiebzig Jahren mit dem Land: Amalia van Gent hat als Korrespon- dentin der „Neuen Zürcher Zeitung“ für die Türkei und den Kaukasus berichtet, Christina Leumann als Therapeutin und Mitbegründerin der Nichtregierungsorgani- sation „Armenienhilfe Direkt“ nach dem verheerenden Erdbeben von 1988 ge- meinsam mit ihrem Ehemann das Kinder- spital Arabkir in Eriwan aufgebaut.

Während sich Amalia van Gent auf eine historische Spurensuche begibt und die Stränge der politischen Entwicklung bündelt, beschreibt Christina Leumann den Alltag in Armenien und schildert, was ausländische Entwicklungshilfe zu leisten vermag und was nicht. Auch die- ses Buch kreist um den Völkermord von 1915 und darum, wie er das Streben der Armenier nach Sicherheit noch heute prägt. Doch es bleibt nicht dabei stehen. Die Autorinnen erinnern daran, dass es auch hundert Jahre später Parallelen gibt, etwa als der „Islamische Staat“ in die syri- sche Grenzstadt Kobane, die 1915 eine der wichtigsten „Transitzentren“ für die deportierten Armenier war, eindrang und gezielt Kurden tötete.

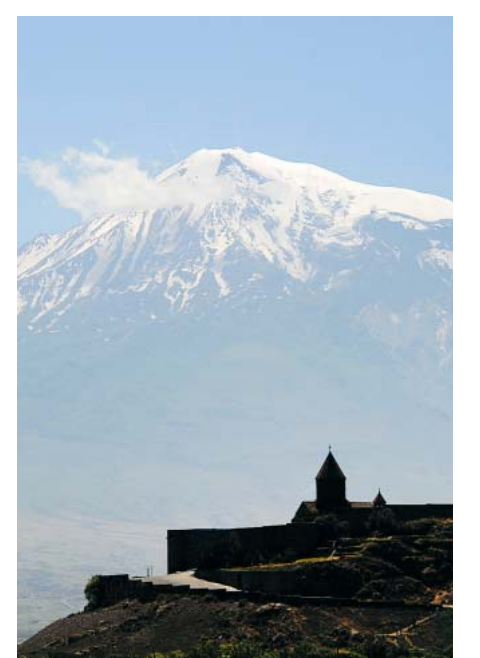
Wenig bekannt ist, dass der Zerfall der Sowjetunion an deren Rändern in Arme- nien einsetzte. Die Autorinnen schildern, wie sich die Mentalität des alles vom Staat erwartenden „Homo sovieticus“ er- hielt, und die verhängnisvollen Konse- quenzen des Umstands, dass das junge Ar- menien das sowjetische Rechtssystem erbe- te – was der Republik die Klasse der „Oligarchen“ bescherte. In den stärksten Passagen zeigen die Autorinnen, wie sehr der Konflikt um die Enklave Nagornyj Ka- rabach – von Armeniern bewohnt, völker- rechtlich zu Aserbaidschan gehörig, aber von ihm in einem Krieg abgespalten – die jüngere Geschichte Armeniens prägt.

Außenpolitisch hatte der Konflikt die Abschottung Armeniens von der Außen- welt zur Folge; Iran war lange das einzige Tor zur Außenwelt. Da Aserbaidschan mit seinen Petrodollars massiv aufrüstete und sich die Türkei auf die Seite Aserbai- dschans stellte, trieb der Konflikt zudem Armenien in die Arme Russlands, dem Eriwan, obwohl es sich nach der Unab- hängigkeit 1991 nach Westen orientieren wollte, die einzige Militärbasis im Südkau- kasus einräumte.

Zwei armenische Präsidenten haben Anläufe unternommen, um die Beziehun- gen mit der Türkei zu normalisieren, zu- letzt Sersch Sargsjan im Jahr 2009, als die Außenminister Armeniens und der Türkei in Zürich zwei Protokolle unter- zeichneten, die aber nie ratifiziert wur- den. Beide Anläufe scheiterten am Druck der armenischen Diaspora auf Ar- menien und des ölfreien Aserbaidschan auf die Türkei. Andererseits kann die junge Republik ohne die Diaspora nicht überleben. Denn den drei Millionen Ar- meniern stehen acht Millionen Armenier im Ausland gegenüber, deren Überwei- sungen ein Fünftel der Wirtschaftsleis- tung der Republik ausmachen.

Das Buch konzentriert sich, neben den Schilderungen des Alltags, auf Geschichte und Politik; zu kurz kommt die Religion des ersten christlichen Volkes der Ge- schichte. Es scheint fast, als ob die Kir- chen und Klöster leer stünden. Gelungen sind die Schilderungen der Begegnungen mit Künstlern und Intellektuellen. Eine Gesamtschau der aufregenden armeni- schen Kunstszene enthält das Buch leider nicht. RAINER HERMANN

Amalia van Gent und Christina Leumann: „Den Ararat vor Augen“. Leben in Armenien. Kolchis Verlag, Wettingen 2015. 231 S., geb., 27,50 €.



Nationalsymbol der Armenier: Kloster Chor Virap vor dem Berg Ararat Foto dpa